

Verehrte Freunde der Kunst, hallo Alt-Hohenschönhausen,

die Malerin der Bilder, die uns hier umgeben, kommt von Rügen, der größten deutschen Insel, sie wurde in einem Dorf, eher einem Weiler, geboren. Puddemin, das ist ihr Dorf. Von Bauernkindern wissen wir, dass das Leben auf dem Dorf schön, aber hart ist. In den helleren Jahreszeiten wird gearbeitet bis zum Abwinken, das trifft auch die Kinder.

Einmal saß ein Kunststudent, der Freund ihrer Schwester, am Feldrand, war immer fröhlich und malte, während auf dem Feld geackert wurde. Barbara P. sah aufs Papier und dachte: Das will ich auch machen. Nicht lange danach fuhr das Schulkind mit dem Rad nach Hause und sah wie mit neuen Augen ein hingestrecktes Rapsfeld in seiner Blüte, eine geschwungene Formation; dahinter der Bodden mit seinen müden Wassern. Da hatte sie so eine Vermutung, dass sie in dieser Welt viele Motive finden könnte, die einen schöpferischen Impuls auslösen in ihr würden. Aber erstmal war sie Gärtnerin und Schriftsetzerin. Gärtnerin bleibt man bekanntlich auf ewig, die Schriftsetzer sind ausgestorben, wie es vieles nicht mehr gibt, was es einmal gab, und wie es neuerdings vieles gibt, woran wir uns so leicht nicht gewöhnen werden.

Barbara P. kam nach Berlin und dachte: so viel Beton. Dann kam sie nach Dresden und sah weniger Beton, aber viel Fluß. Während sie tags in einer Druckerei arbeitete, lernte sie auf Abendschulen die Regeln der Kunst, wurde von der Berliner Kunsthochschule abgelehnt, hörte aber: Bewirb dich in Dresden. In Dresden nehmen sie dich. Und so war es. In Dresden nahmen sie sie. Sie machte ihren Abschluss. Eine naive Malerin konnte sie nach ihren Universitäten nicht mehr sein.

Der Mensch in der Stadt. Der Mensch in der Landschaft. Wo eine Bank steht, sagt eine Malerfreundin, findest du kein Motiv. Gehe hin, wo es unbequem ist, zum Verkannten, Übersehenen, scheinbar Unscheinbaren. Zu dem, was in dir den, fast hätte ich gesagt, göttlichen Funken entzündet.

Barbara P.s Landschaftsbilder sind nie lieblich, nicht idealisiert, keineswegs großartig. Sie erschließen sich erst allmählich, immer wieder neu und anders, was ich für einen Vorzug halte. Sie tendieren unauffällig zur Abstraktion. Je mehr der Maler malt, desto mehr findet er zu seinem Stil, desto eigenwilliger werden seine Pinselstriche, desto gewagter und gleichzeitig mysteriöser seine Vereinfachungen. Malen ist eine Art, sich in der Zeit zu verlieren und doch ein Zeitgenosse zu sein.

Berlin Mitte Ost. Einmal stieg sie dem Haus aufs Dach und entdeckte die Stadt über der Stadt, die Dächerstadt, eine luftige Welt, der sie seither Motive abgewinnt. Da stand nun wirklich keine Bank, das war wirklich neu, unverbraucht und ungesehen. Der Blick unverstellt von Stereotypen. Die Formation der Schornsteine und Antennen. Autos weit unten, die von oben aussehen wie Flöhe. Die Stadt über der Stadt ist ungeplant entstanden – ein Blick, der direkt zur Kunst führen kann. Falls die Malerin schwindelfrei ist.

Wenn wir von Schaffensperioden sprechen wollen: Einmal hat Barbara P. sich von der Ölfarbe getrennt. Reiner Pragmatismus. Sie ist eine Künstlerin, die nicht im Atelier aus der Erinnerung, von der Skizze oder gar dem Foto malt; sie malt vor Ort ohne das große Besteck, sie sucht das Motiv und lässt es nicht aus dem Blick, das Auge, der Impuls, die Assoziation sind wichtiger als die Hand – im Atelier hätte sie das Gefühl, dass von ihrem Bild etwas verloren geht.

Eine andere Schaffensperiode begann, als sie die Monotypie für sich entdeckte. Die Farbe wird auf Glas oder Plexiglas aufgetragen und durch unterschiedlichen Druck händig, wie die Maler sagen, auf Papier übertragen, wobei darauf zu achten ist, dass es dort seitenverkehrt erscheinen wird, also trägt die Malerin es seitenverkehrt aufs Glas auf, damit es dann seitengerecht auf dem Papier erscheint. Und es erscheint nie so, wie man es erwartet, es entstehen seltsame Strukturen, fast pointillistische Systeme, Farben verwischen, werden unterschiedlich stark wiedergegeben – die Malerin wendet sich wieder der Glasvorgabe zu, verändert, korrigiert, fügt hinzu. So können von einem Motiv etliche Drucke entstehen, ähnlich, aber nie gleich.

Mit dem Westen kam – was für Barbara P. wichtiger war – der Süden. Die Toscana, die Provence, die Kykladen, Naxos. Die Sensationen des anderen Lichts. Andere Häuser. Windschiefe Gestalten, die sich eine Anhöhe hinauf quälen. Gefällige Terrassen. In der Toscana gibt es diese seltsamen mit der Landschaft verschwisterten Nebel. Ja, Nebel haben wir hier auch, aber nicht solche. Die Sehnsucht nach Süden war schon erahnbar in einem Bild der Gormannstraße, Dächer, schlanke Bäume und die Vision eines anderen Lichts auf dem Giebel. Das Licht des Südens. Nicht alle, aber manche Träume werden wahr.

Wozu führt das, dieses Auflösen der Konturen, das Verschwimmen der Häuser, Gegenstände, Landschaften ineinander, diese Entgrenzung – ist das ein Versuch oder ist es mehr, gar ein Aufstand gegen unsere Begrenzungen, unsere Isolation – oder nein: ein Spiel, sich eine Welt vorzustellen, wie sie auch sein könnte. Vielleicht geht es auch um die Geheimnishaftigkeit des Alltäglichen, scheinbar Banalen.

Plötzlich kann ein Stilleben aufregend aussehen. Beim Bild „Hyazinthen incognito“ kommt es zu dem Paradoxon tumultartiger Zustände im Augenblick der Ruhe; wir wundern uns plötzlich darüber, was wir so anstellen und wie es bei uns aussehen kann. Und gleich noch ein zweites Phänomen: Wie kommt es, dass Häuser, Bäume, Ufer ihr Wesen umso deutlicher offenbaren, je mehr sich ihre Konturen auflösen?

Zu den Akten, also den Aktbildern, merkt die Tochter im Atelier an: Ein Gesicht wär auch ganz schön. Ja, wär auch ganz schön. Aber würde nicht ein zu offensiv gemalter Mund den Blick auf das Eigentliche verstellen? Farbspiele, Körperlichkeit, Abweichung vom Ideal, Verfall. So subtil denkt eine Malerin. Wir machen uns keine Vorstellung wie sehr.

Zurück nach Rügen. Wir sehen den heimischen Bauernhof auf einem ihrer, wie ich finde, anziehendsten Gemälde, wir sehen ihn in vollkommener Ruhe. Es kann ja sein, dass wir in einem Spannungsfeld zwischen Flüchtigkeit und Ewigkeit leben. Dann ist dieses Bild eines Bauernhofs ein Moment der Ewigkeit. Das unveränderbare Licht einer müde gewordenen Sonne, die keinem mehr die Haut verbrennt. Die Scheune, das Bauernhaus, die Erde, die Bäume, es schwimmt vor unseren Augen – und alles dies hat es womöglich schon immer gegeben und scheint doch auch in Auflösung begriffen zu sein, bleiben, wie es ist, wird es nur auf diesem Bild. Something to remember me by. Das ist eine Coming-of-age-Geschichte von Saul Bellow, die sich in Chicago ereignet. Damit du dich an mich erinnerst. Und so ist es auch mit diesem Bild. Ein festgehaltener Moment, damit wir uns an etwas erinnern, das es einmal gegeben haben wird. Ein Bauernhof, eine Familie, Feldarbeit. Versunkene Kindheit und ungewisse Zukunft.

Ein Bild wie dieses ist gleichzeitig Anfang und Ende der Welt. So lange diese Gehöfte überdauern, so lange solche Bilder gemalt, angesehen und gekauft werden, ist nichts verloren.

Fritz-Jochen Kopka